

Mehr als 1001

Erst seit wenigen Jahrzehnten zerlegt der Computer die weltweite Kommunikation in Nullen und Einsen. Weit länger schon, seit einigen Jahrhunderten, verbinden diese beiden Ziffern in der Kombination 1001 die Menschen. Die Geschichtensammlung von «1001 Nacht» hat sowohl in den arabisch-islamisch geprägten Gesellschaften Westasiens und Nordafrikas als auch in Europa immer wieder die Menschen in ihren Bann geschlagen und ihrerseits weitere Geschichten inspiriert.

Aber verbindet «1001 Nacht» die Völker wirklich? Bietet die Geschichtensammlung nicht eher eine Projektionsfläche für je Ureigenes? Lässt sich womöglich nur so ihre Epochen überspannende Beliebtheit überzeugend erklären?

In der Welt von CNN und al-Dschasira ist das alles passé, sind wir immer sofort mittendrin in der meist erschütternden Realität – meinten wir. Bis die Zweifel kamen.

In der Tat gibt es gute Gründe, die Medienberichterstattung, nicht erst die der letzten Jahre, ebenfalls als ein Geschichtenerzählen zu begreifen. In der Staffage mögen sich Tagesschau-Studio und Kaffeehaus unterscheiden, in der Funktion der gebotenen Kommunikation ergeben sich bisweilen frappierende Ähnlichkeiten. Aber wird die Realität angemessen abgebildet und gedeutet? Geht es überhaupt darum?

Im Unterschied zu früher kann heute eine Nachrichtengeschichte, der Bericht über ein Ereignis, sofort weit reichende Folgen in weit entfernten Gebieten der Erde haben. Das zeigten vor zwei Jahrzehnten die Ereignisse um Salman Rushdies Satanische Verse ebenso wie im Jahr 2006 die Rede von Papst Benedikt XVI. in Regensburg. Ist das wirklich so? Wenn ja, warum? Wer versagt da: die Journalisten, die Politiker, die Sachwalter der Religion, das Publikum? Oder alle miteinander? Diesen und ähnlichen Fragen ging das Kolloquium nach, für das die hier versammelten Beiträge entstanden.

Das Kolloquium war Arnold Hottinger gewidmet, der wenige Tage nach der Veranstaltung

80 Jahre alt wurde. Während seines nun schon über 50 Jahre dauernden Wirkens als Wissenschaftler, Korrespondent und Publizist hat er stets Nähe zum Gegenstand mit kritischer Distanz und der Reflexion über grössere Zusammenhänge verbunden und dem Publikum so vermittelt, dass die Welt nicht nur aus Nullen und Einsen besteht.

Jüngstes Zeugnis seines unermüdlichen Schaffens ist das Buch «Die Länder des Islam». Hottinger führt den Leser darin auf eine ausgedehnte Erkundungstour durch sein Arbeitsgebiet, die Landstriche von Marokko bis Afghanistan und analysiert an jeder Station, wie dort «Geschichte, Traditionen und der Einbruch der Moderne» – so der Untertitel des Buches – in seiner spezifischen Form und seinem je eigenen Verlauf aussehen. Der Haupttitel des Buches, der so harmlos daherkommt wie ein x-beliebiges Sachbuch über Schmetterlinge oder Raumfahrt, ist dabei Programm, freilich in der Hottinger'schen Art absoluter Nüchternheit: «Viel von der Eigenart und Besonderheit der besuchten Orte und Stätten lässt sich fassen und verdeutlichen, wenn man auf die besondere Natur des Landes schaut, in dem man sich befindet», lesen wir da.

Das ist es: Genau hinschauen. Und das heisst: Hingehen, immer und immer wieder, mit den Leuten reden. Und die Geschichte erforschen, diese Schichten aus einem Gemenge von Fakten und Mythen, wirkungsmächtigen Mythen, teils aus Zeiten, als es noch keine der drei monotheistischen Religionen gab. Das ist Hottingers Arbeitsweise und im Grunde auch die Arbeitsweise des Wissenschaftlers, der Hottinger auch ist. Dieser Haltung sind alle Beiträge des Kolloquiums und des hier veröffentlichten Teils davon verpflichtet, jeder auf seine Weise.

Den Anfang macht Rudolph Chimelli, Hottingers Weggefährte und Freund seit Jahrzehnten. Seine Hommage erlaubt Einblicke in den Alltag des Korrespondenten seit den 1960er Jahren und in das Funktionieren der Redaktionen, die so ihre eigenen Vorstellungen davon haben, was ihr Mann vor Ort zu schreiben oder zu senden hätte. Der Filter na-

mens Redaktion ist – so zeigt Chimelli – zwar nicht der Grund allen Übels, aber doch ein Mechanismus, dessen Tücken und Auswirkungen die Beteiligten, Korrespondenten eingeschlossen, oft zu wenig gründlich reflektieren. Und es wird deutlich, wie grundlegend technische Neuerungen das Verhältnis der Akteure zueinander verändern können.

Bernard Heybergers Beitrag nimmt noch einmal grossen Abstand vom Tagesgeschehen, um einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten in den Blick zu fassen. Die Darstellung von Märtyrern und religiöse Bilder des Anderen unterliegen sachfremden Bedingungen, etwa der PR-Strategie eines katholischen Ordens. Heyberger zeigt, dass diese Bedingungen konfessions-, ja sogar religionsübergreifend und dementsprechend in ähnlicher Richtung wirken. Christliche und islamische Protagonisten haben dabei über die Jahrhunderte ein beachtliches, quasi gemeinsames Arsenal von Feindbildern, Klischees, Angriffs- und Verteidigungstechniken entwickelt, das immer wieder gern benutzt wird.

Jörg Becker geht der Frage nach, was vor dem Hintergrund stereotyp verlaufender Integrationsdebatten eigentlich die Mediennutzung von Migranten aussagt. Dabei ist für ihn keineswegs klar, dass die Nutzung fremdsprachiger Medien durch Migranten bereits der Indikator für eine abgeschottete Parallelgesellschaft ist. Im Gegenteil: «(...) nur wer sich selbst (u. a. in Medienangeboten) positiv rückversichern kann, ist in der Lage, positiv auf den Anderen zuzugehen». Nicht zufällig knüpft Becker bei der Kommunikationstheorie Martin Bubers an: Sie ist beeinflusst von der allgemeinen und der innerjüdischen Debatte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die Frage, ob und wie weit sich die Juden ihrer Umgebungsgesellschaft assimilieren sollen. Jene Debatten könnten für die heutige deutsch-türkische Integrationsdebatte fruchtbar gemacht werden, ist Beckers Plädoyer.

Wie die Zeitungen The Times und Guardian britische Muslime darstellen und was sich daran nach dem 11. September 2001 verändert hat, untersucht Elizabeth Poole. Zwar hat – so eines ihrer Ergebnisse – das Thema «Terrorismus» erst

nach den Anschlägen von New York und Washington seine hohe Zeit, aber es löst damit lediglich die zuvor gebrauchten Schlagwörter «Fundamentalismus» und «Extremismus» ab. Neu waren natürlich auch der Irak-Krieg von 2003 bzw. die Frage nach der Haltung britischer Muslime dazu. Ansonsten aber sind nach wie vor Politik, Fragen ums Bildungswesen sowie religionsübergreifende Beziehungen und Verbrechen die Spitzenreiter der Themenliste. Dabei stellt Poole insgesamt eine klare Tendenz fest, das Bild von Muslimen mit bedrohlichen Zügen zu konnotieren, zu essentialisieren und zu fixieren.

Wie es auch anders gehen könnte, ja muss, legt Stéphane Lathion in seinem Beitrag über Muslime in Europa dar. Hindernisse gibt es: rechtliche Diskriminierung, unterschiedliche Rechtskulturen, Islamophobie. Doch die Chancen zu ihrer Überwindung seien intakt, sagt Lathion und setzt dabei besonders auf die junge Generation von Muslimen, die mit verschiedenartigsten Vereinen innerhalb der europäischen Zivilgesellschaft wirken. Hier entstehe auch eine neue Selbstwahrnehmung. Freilich müssen beide Seiten von überholten Konzepten Abschied nehmen.

Um eine spezielle, aber viel beachtete Form der Kommunikation zwischen islamischer und westlicher Welt geht es in Urs Göskens Beitrag. Er analysiert den Brief des iranischen Präsidenten Mahmood Ahmadinejad vom 9. Mai 2006 an US-Präsident George W. Bush. Der lange Brief, auf den ersten – westlichen – Blick ein wirres Knäuel kruder Auffassungen, erweist sich dabei als ein Stück wohlüberlegter Rhetorik. Dieses will freilich nicht nur eigene Überzeugungen darstellen, sondern auch einer Vielzahl möglicher Leserschaften gerecht werden, indem es deren je eigenen Traditionen und Werte aufnimmt. So gesehen ist der Brief exemplarisch weit über seinen aktuellen Anlass hinaus.

Hartmut Fähndrich schliesslich fasst in seiner kurzen Schlussnote, vorgetragen am Ende des Kolloquiums, noch einmal die Stimmung zusammen, die in jenen zwei Tagen der Vorträge und Diskussionen entstanden war und die sich auch in den hier versammelten Beiträgen spiegelt.

Andreas Tunger-Zanetti